

# Das Stockholm-Syndrom

Enrico Danieli

Unter Stockholm-Syndrom versteht man ein psychologisches Abhängigkeitsverhalten zwischen Täter und Opfer einer Geiselnahme, wobei das Opfer ein positives emotionales Verhältnis zum Entführer aufbaut; dies kann dazu führen, dass das Opfer mit dem Täter sympathisiert und keine Rachegefühle entwickelt. (Der Begriff Stockholm-Syndrom geht auf eine Geiselnahme in einer Bank in Stockholm 1973 zurück, dabei zeigte sich, dass die Geiseln mehr Angst gegenüber der Polizei entwickelten als gegenüber den Tätern und nach der Befreiung empfanden sie keinen Hass gegenüber den Entführern.)

Sind Liebe und Hass, Rache und Zuneigung bei Geschwistern zwei Seiten derselben Medaille? Sind sie so eng verwandt, dass es schwierig sein kann, sich unter ihnen zu entscheiden? Oder wird für uns entschieden? Und aus welchen Gründen? Kann man gar, unter extremen Bedingungen, seinen Peiniger achten und lieben?

Natascha Kampusch gibt in ihrem autobiographischen Buch «3096 Tage» eindrücklich Einblick in ihre acht Jahre währende Gefangenschaft in einem fünf mal zwei Meter grossen Kerker. Berührend auch oder gerade deshalb, weil Rachegefühle oder Hass gegenüber dem Folterer Prikopil jetzt, im nachhinein, nicht aufkommen. Das verwirrt uns, haben wir doch Hass und Abscheu als erstes erwartet. Ist es der in der Gefangenschaft auf grausame Weise gestählte Wille, der sie so entscheiden liess, dass Rache und Hass verfehlte Gefühle sind, letztlich dem Überlebenswillen zuwiderlaufen? Warum ist Natascha Kampusch nicht früher geflohen? Wie konnte sie Leid und Qual so lange ertragen?

Mit zehn Jahren wird Natascha Kampusch entführt und in ein tresorartiges Versteck gesperrt. In der Folge bleibt sie ganz dem Willen und den Brutalitäten ihres Entführers ausgesetzt. Die Angst des kleinen Mädchens ist grenzenlos. Körperliche Übergriffe setzen im Laufe der Jahre ein, die Folter aber beginnt schon mit dem ersten Tag der Entführung. Wie ein Tier in einem viel zu kleinen Käfig wird das Kind gehalten: Luft strömt nur durch einen Ventilator in die Zelle ein, Feuchtigkeit durchnässt den Boden, die Schimmelbildung ist allüberall. Der Mann füttert und badet das Kind, bringt ihm Spielzeuge und baut ihm ein rosa Bett.

Das Kind darf ohne Befehl nicht sitzen, stehen oder gehen. Er unterwirft sich das Kind beinahe vollständig. Er will die Identität des Kindes zerstören, indem er die Verbindungen zu seiner Familien zerschneidet, er will einen Menschen schaffen, der ganz und einzig ihm selber gehört. Als Natascha Kampusch nach Jahren zum ersten Mal hinaus in den Garten gehen

Korrespondenz:  
Dr. med. Enrico Danieli  
Via ai Colli 22  
CH-6648 Minusio



wikipedia/Tage Olšin

In diesem ehemaligen Gebäude der «Kreditbanken» in Stockholm spielte sich vom 23. bis 27. August 1973 das Geiseldrama ab, das zum Begriff «Stockholm-Syndrom» führte.

darf, erlebt sie die Realität als Inszenierung. Draussen, so haben sie die Lektionen gelehrt, wartet nur der Tod. Des Täters Terror beginnt zu fruchten. Er wollte und will noch immer, dass sie sich ihm fügt, sich ganz an ihn bindet, genauso wie er sich an sie bindet, nachts mit elektrischen Kabeln. Mit 13 Jahren ist Natascha Hausklavin, halb nackt hat sie unter Aufsicht das Haus zu reinigen. Und je älter Natascha wird, je häufiger werden Schläge und Tritte. Die Essrationen werden eingeschränkt, der Hunger bestimmt Nataschas Denken und Handeln, Natascha magert bis zum Skelett ab ...

Dann plötzlich irritiert unser Verständnis, dass Natascha es war, die schon nach kurzer Zeit einen Gutenachtkuss wünschte. Es ist, als hätte das Kind sich bemüht, ein positives Verhältnis zu seinem Entführer aufzubauen. Doch sicher ist einzig, so schreibt die Autorin, dass sie sich während Jahren in einem emotionalen Dilemma befunden habe, eine Form von Abhängigkeit der besonderen Art. Und aus dieser Sicht lässt sich das sogenannte Stockholm-Syndrom verstehen: So kann die subjektive Wahrnehmung der Geisel nur einen Teil der Gesamtsituation erfassen, das Opfer fühlt sich mit zunehmender Dauer der Geiselhaft allein gelassen, das Agieren des Geiselnahmers wird überproportional wahrgenommen, kleinste Zugeständnisse werden als Zuwendung und als Erleichterung empfunden. Das Opfer erfährt auch Gutes, es kann für seinen Peiniger mehr Sympathie empfinden als für die ausgesperrte, nicht mehr existierende Welt. Und oft verhalten sich die Täter gegenüber den Opfern nach längerer Zeit der Geiselnahme zum Teil wohlwollend, um eine Eskalation der Situation zu vermeiden, hieraus entsteht eine emotionale Bindung. Die emotionale Nähe zum Stärkeren hängt eng mit dem Überlebenstrieb zusammen. Ähnliches kennen wir aus der Eltern-Kind-Entfremdung. Kinder können vom entfremdenden Elternteil vollständig in Besitz genommen werden, um diesen in der Folge zu verherrlichen.